

So mancher fand ein „jüdisches Etwas“ daheim

Das Jüdische Museum ist 20 Jahre alt geworden. Auf dem Gabentisch lagen gestern etwa 120 Mitbringsel von seinen Freunden: das „Gewisse jüdische Etwas“. Einige Geschichten dazu.

Von Hans Riebsamen



Eine Fragment mit Geschichte: Die Kachel aus dem Boden der Synagoge

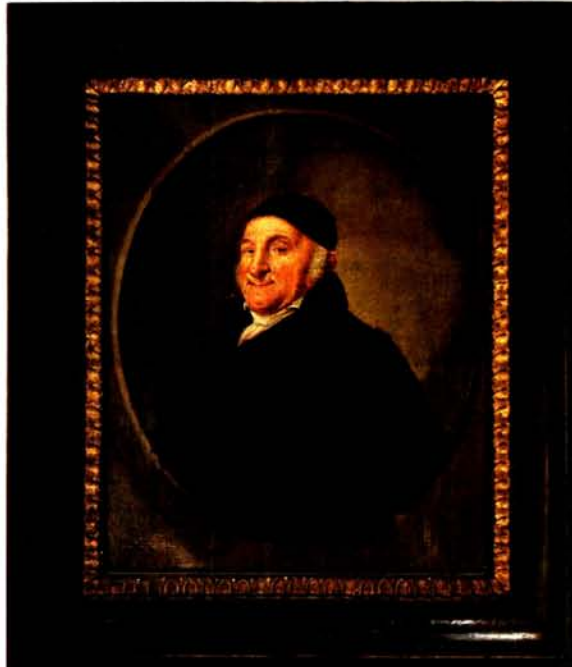
Irmgard Senger, Witwe Valentin Sengers, und Prof. Arno Lustiger

Relikt der Börneplatz-Synagoge

Die Kachel, die Irmgard Senger und Arno Lustiger gestern dem Jüdischen Museum als Geburtstagsgeschenk brachten, ist der einzige materielle Gegenstand, der von der Börneplatz-Synagoge übriggeblieben ist. Die Synagoge wurde in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 niedergebrannt. Bevor die Trümmer weggebracht wurden, hat Valentin Senger, damals 20 Jahre alt, eine Fußboden-Kachel nach Hause mitgenommen. Er hat sie die ganzen Jahre über in der Wohnung der Familie Senger an der Kaiserhofstraße aufbewahrt. Valentin Senger ist mit seinem Buch „Kaiserhofstraße 12“ bekannt geworden, in dem er erzählte, wie er mit seiner Familie die zwölf Jahre des Nationalsozialismus in diesem Haus überlebte. Seine Wit-



we Irmgard Senger hatte das Erinnerungsstück nach dem Tod ihres Mannes in dessen Auftrag an Arno Lustiger übergeben, der mit Valentin Senger eng befreundet war. Erst im Vorfeld der Ausstellung „Ein gewisses jüdisches Etwas“ hat sie von Lustiger von der Bedeutung der Kachel erfahren. Daraufhin beschlossen sie, das Relikt gemeinsam dem Museum zu übergeben. Von der Börneplatz-Synagoge gibt es sonst nur noch Fotos, darunter jenes, das sie in Flammen stehend zeigt. Berühmt ist auch das von Max Beckmann 1917 fertigte Gemälde aus dem



Ein Gemälde aus dem Elternhaus: das Bildnis des Samuel Seckel

Fotos: Wöhlhahn (7), Kretzer, Löwa, Ellman, Fricke

Matthias Jenny, Direktor des Palmengartens

Stüber kaken oder: das Bild eines Urahn

Das Bild hängt, solange Matthias Jenny denken kann, im Wohnzimmer seiner Eltern. Es zeigt Samuel Seckel, der von 1749 bis 1833 in Walsrode in der Lüneburger Heide lebte. Das Bild kam über die Urgroßmutter Laura Seckel in die Familie Jenny. Diese war die Tochter eines Göttinger Rechtsanwalts. Als Siebzehnjährige schreibt sie 1939 ihre Lebenserinnerungen nieder. Dort berichtet sie über den besagten Urgroßvater Samuel Seckel: „Er war ausstimmig eingewandert und konnte möglicherweise von portugiesischen Juden ab. Er erzählte, wie in den holländischen Städten säufentartige ambulante Closets durch je zwei Männer auf Stangen durch die



Straßen getragen wurden mit dem Rufe „Stüber kaken.“ (Stüber ist eine kleine Geldmünze.) In der Familie Jenny war über den Urahn Samuel Seckel nichts weiter bekannt als die merkwürdige Geschichte mit dem „Stüber kaken“. Im vergangenen Sommer lernte Matthias Jenny bei einem Mittagessen einen Mann kennen, der aus Walsrode stammt. Dieser hat er von dem Bild des Samuel Seckel aus Walsrode erzählt. Sein Gesprächspartner verwies ihn auf einen Historiker namens Stephan Heine-

mann, der seine Dissertation über „Jüdisches Leben in Walsrode und Uelzen“ geschrieben habe. Auf Basis dieser Arbeit hat Jenny neben vielen Vorfahren auch einen ihm bisher unbekanntem, in Paris lebenden Verwandten entdeckt: Michael Seckel. Diesem schickte er das Bild des Samuel Seckel per Mail zu. Darauf antwortete er: „Seit über 50 Jahren lebe ich jetzt, ohne etwas von der Vorgangene oder meinen Vorfahren zu wissen, und durch die Studien von Doktor Heinemann werde ich gleich mit acht Generationen von Seckel beschenkt. Und jetzt auch noch ein Bild! Samuel muss mein Urururgroßvater sein.“



Ein Geschenk der Großmutter: der siebenarmige Leuchter

Petra Roth, Oberbürgermeisterin

Den Leuchter niemals polieren!

Der siebenarmige Leuchter stand seit 1918 im „Flämlischen Esszimmer“ der Großeltern von Petra Roth. Die beiden hatten damals ihr erstes gemeinsames Haus eingerichtet und gleich zwei solcher Leuchter aufgestellt. Es war in großbürgerlichen christlichen Kreisen durchaus nicht selten, auch jüdische Gegenstände in die Einrichtung zu integrieren. Petra Roth erinnert sich noch genau, an welcher Stelle im Zimmer die beiden Leuchter standen. Ihre Großmutter, die 1970 gestorben ist, hat ihr viel über jüdisches Leben erzählt. Bis heute klingt in Roths Ohren die Anweisung der Großmutter nach, wie man die Leuchter zu



pflegen habe: „Nur vorsichtig säubern, niemals polieren – und schon gar nicht mit ‚Sif-dol‘ drangehen!“ Einer der beiden Leuchter steht jetzt bei Petra Roths Mutter in Bremen. Den anderen schenkte die Großmutter ihrer Enkelin Petra, als diese 1964 nach Frankfurt zog. Er wurde Teil der ersten eigenen Einrichtung der heutigen Oberbürgermeisterin. Inzwischen hat sie den siebenarmigen Leuchter weitergereicht – an ihren Sohn, als dieser seine erste Wohnung bezog.

Im Gespräch: Georg Heuberger

Frankfurt exemplarisch

Vor zwei Jahrzehnten eröffnete das Jüdische Museum am Untermainkai. Sein Gründungsdirektor war Georg Heuberger, der jetzt Repräsentant der Claims Conference ist. Er hat das Haus aufgebaut.

Warum ist ausgerechnet in Frankfurt das erste Jüdische Museum in der Bundesrepublik Deutschland gegründet worden?

Deutschland besaß schon vor 1933 ein Jüdisches Museum. Das „Museum jüdischer Altertümer“ gehörte zur Jüdischen Gemeinde und war untergebracht im Haus der Gemeinde, dem alten Bankhaus von Mayer Amschel Rothschild und Söhne an der heutigen Fahrgasse Ecke Konstablerwache. Außerdem hat sich in Frankfurt 1897 eine wissenschaftliche Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler gegründet. Diese Gesellschaft hat eine Sammlung aufgebaut, die dann im Museum gezeigt wurde.

Existiert die Sammlung noch? Nur noch wenige Objekte sind vorhanden. Die meisten sind in der Pogromnacht am 9. November 1938 und am folgenden Tag zerstört worden. Einige wenige dieser erhaltenen Objekte gehören zur Sammlung des heutigen Museums.

War die Tradition also ausschlaggebend für die Gründung des Museums? Ja. Das sieht man auch an der Wahl des Rothschildpalais am Main als Museumsgebäude. Hier wurde die Geschichte wiederberührt mit der Gegenwart verknüpft.

War es schwierig, die Politik von der Neugründung eines Jüdischen Museums zu überzeugen? Gar nicht. Die Initiative kam aus der Mitte der Stadtverordnetenversammlung. Das Vorhaben war zwischen den Parteien nicht umstritten. Treibende Kräfte waren unter anderem der CDU-Politiker Hans-Ulrich Koenke und Friedrich Franz Sackenheim von der SPD. Kulturdezernent Hilmar Hoffmann hat die Idee aufgegriffen und das Rothschildpalais als Standort durchgesetzt. Auch Ernst Gerhardt hat als Kämmerer das Jüdische Museum von Anbeginn an unterstützt.

Wollte man ein rein lokales Museum, oder hatte man auch weitergehende Ambitionen? Die Initiative kam aus der Mitte der Stadtverordnetenversammlung. Das Vorhaben war zwischen den Parteien nicht umstritten. Treibende Kräfte waren unter anderem der CDU-Politiker Hans-Ulrich Koenke und Friedrich Franz Sackenheim von der SPD. Kulturdezernent Hilmar Hoffmann hat die Idee aufgegriffen und das Rothschildpalais als Standort durchgesetzt. Auch Ernst Gerhardt hat als Kämmerer das Jüdische Museum von Anbeginn an unterstützt.

Welche Erfolge kann sich das Jüdische Museum Frankfurt nach 20 Jahren auf die Fahne schreiben? Es hat eine der besten Judaica-Sammlungen Deutschlands, wenn nicht sogar die beste, aufgebaut. Auch die museums-pädagogische Arbeit war wegweisend. Das Museum hat von Anfang an gezielt junge Leute angesprochen und viele Schulklassen ins Haus geholt. Und es hat ein Netzwerk gespannt zu den jüdischen Museen in anderen Ländern. Diese Kooperationen haben viele bemerkenswerte Ausstellungen ermöglicht.

Die Fragen stellte Hans Riebsamen.



Ein Fundstück vom Flohmarkt: die Dose der Sodener Pastillen

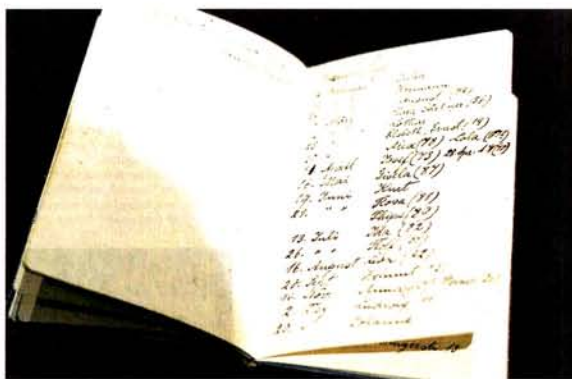
Wolf von Wolzogen, Kurator im Historischen Museum

Die „echten Sodener Mineralpastillen“

Im Sommer 1988 machte Wolf von Wolzogen Frau diesen auf dem Frankfurter Flohmarkt auf eine unsehbare Pastillendose aufmerksam. Wolzogen erinnerte sich daran, dass die Vorfahren Anne Franks, deren im Amsterdamer Versteck entstandenes Tagebuch weltberühmt geworden ist, an den Bad Sodener Heilquellen beteiligt waren. Deren kochsalzhaltiges Wasser wurde zu den „echten Sodener Mineralpastillen“ verarbeitet, eben zu jenen Pastillen, die einst das kleine Döschen enthalten hatte. Eine Freundin Anne Franks wird sich später daran erinnern, dass Annes Vater zuweilen die Schar der spielenden Kinder um das Frank-Haus, dem Marchweg 307, mit den Pastillen aus Bad Soden überraschte. Diese Pastillen sollten gegen Husten, Heiserkeit, stimmliche Indisposition, Verschlei-



mung und Kehlkopfkatarrh helfen. Sie wurden seinerzeit bis nach Amerika und Russland exportiert. Michael Frank, Annes Großvater, war von 1887 an Kompanjon von Philipp Hermann Fay, der in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Pastillenfabrik gegründet hatte. 1894 wird das Generaldepot der Sodener Pastillen – mittlerweile sind Michael Frank und Raphael Moses Kirchheim die Besitzer – nach Frankfurt in die Hochstraße 31 verlegt. Ein Rechtsstreit mit Bad Soden führt dazu, dass die Gesellschaft das Monopol an der Pastillenproduktion zugunsten bekommt und dafür für den Kurort Bad Soden konsequent wirbt.



Eine Erinnerung an das letzte Lebensjahr der Großeltern: der Taschenkalender der Großeltern

Michael Guggenheimer, Publizist

Der blaue Taschenkalender der Großmutter

Auf der ersten Seite des blauen Taschenkalenders mit der Jahreszahl 1943 als Goldprägung auf dem Umschlag steht in gestochen scharfer Handschrift: Anna Guggenheimer Kennkarte A49, USA No 26833. Und dann noch zwei Telefonnummern: „6764 Engländer“ und „8313 Gemeinde“. Michael Guggenheimer weiß nicht, was „USA No 26833“ bedeutet. Und auch nicht, um welche Kennkarte es sich handelt. Aber „Engländer“ kann er identifizieren. Paul und Hedwig Engländer haben mit seinen Großeltern Anna und Julius Guggenheimer in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1943 in der kleinen Kü-



che ihrer Wohnung an der Bahnhofstraße in Augsburg den Freitod gewählt. Sie wussten, dass sie am nächsten Tag mit einem der Transporte in den Osten hätten fahren müssen. Michael Guggenheimers Großmutter Anna hat in dem blauen Kalender Geburtstag, Adressen und weitere Notizen vermerkt. Zuerst die Namen der drei erwachsenen Kinder. Bei allen dreien steht der Eintrag „Ausreise“. Guggenheimers Vater Ludwig hatte

Deutschland schon am 12. August 1934 verlassen. Unter den Namen der drei Kinder hat die Großmutter noch vermerkt: „Mittwoch, 26. 7. 1939. Lifts gepackt.“ Mit Lifts waren die Holzcontainer gemeint, in denen die Großeltern ihre Möbel kurz vor dem zwangsweisen Umzug in die sogenannte Judenwohnung verstaubt hatten. An ihrem Bestimmungsort Palästina sind sie nie angekommen. Angeblich wurden sie bei einem Bombenangriff auf den Hamburger Hafen zerstört. Guggenheimer nimmt aber eher an, dass das Hab und Gut aus der Wohnung auf dem Weg nach Norden anderswo gelandet ist.